



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zu Theodor Storms siebzigstem Geburtstage.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Zu Theodor Storms siebenzigstem Geburtstage.



In diesen Tagen hält jeder Freund der Literatur seine kleine Storm-Andacht. Es verlautet, daß die Husumer sich daran gemacht haben, am 14. September den siebenzigsten Geburtstag ihres berühmten Mitbürgers festlich zu begehen, und da greifen wohl auch viele gebildete deutsche Männer und noch mehr edle deutsche Frauen außer Husum nach den zierlichen Ausgaben von „Zimmensee,“ „Viola tricolor,“ „Aquis submersus,“ „Auf der Universität,“ „Der stille Musikant,“ „Walbwinkel“ u. s. w., die auf ihren Tischen liegen, um sich die Seele ihres Lieblingsdichters neu zu vergegenwärtigen. Ist auch nicht die gesamte deutsche Nation hinter den Husumern, so feiert wohl der ganze deutsche Mittelstand, dessen Dichter Theodor Storm so recht eigentlich geworden ist, in der Stille das Fest mit. Die Husumer allerdings haben den meisten Grund, ihren Mitbürger zu ehren. Denn für die Stormsche Muse, die nicht gern in die Weite schweift, sich auch nicht in jene Gedankenhöhen verliert, welche des Erdgeruchs der heimatlichen Scholle ganz entbehren, ist Husum der liebste Aufenthalt geworden. Die meisten Geschichten, selbst die historischen Novellen haben die Heimat und nicht bloß die meerumschlungene Provinz Schleswig-Holstein, sondern Husum selbst wenn nicht zum Schauplatz, so doch zum Ausgangspunkt der Handlung. Wie oft heißt es bei Storm: „Meine Vaterstadt!“ Und Husum, das weltabgelegene, weder durch eine hervorragende Industrie, noch durch einen Hafen, noch durch eine Universität, noch durch ein weltgeschichtliches Ereignis berühmte kleine Städtchen, ist durch Storms Phantasie dem deutschen Volke so vertraut geworden, wie es nur irgend eine Märchenstadt werden konnte. Zwar steht es nicht so klar vor uns, daß wir einen Stadtplan davon entwerfen könnten, wie man von Dantes Hölle Pläne gezeichnet hat, sondern ganz im Charakter der Stormschen Poesie ist es eine bestimmte Stimmung, nämlich die ruhiger, aber herzerquickender, weltentsagender, aber auch schmerzfreier, leidenschaftsloser, zu Rückblicken in die Vergangenheit einladender Beschaulichkeit, die mit dem Namen und Klange des Städtchens in uns geweckt wird. Aufregende Schicksale heiterer und ernster Art haben sich zur Genüge in Husum abgespielt, über alle Ereignisse und Menschen lagert es aber wie der blaue Duft poesiereicher Ferne, der die in der Nähe allzulebhaften Farben vermittelnd ausgleicht. Und darum haben die Husumer zuvörderst die Pflicht, ihren geliebten Storm zu feiern: er hat sie der Nation ans Herz gebunden. In weiteren Kreisen gedenken aber auch die deutschen Frauen an diesem siebenzigsten Geburtstage dankbar ihres Dichters. Denn wahrlich kein zweiter Dichter der Gegenwart hat das deutsche Heim, seine auf jeden geringen Hausrat verteilte Seele und das stille Walten der Frau so innig, so verständnisvoll,

so anspruchslos und doch so kunstreich gefeiert wie Theodor Storm. Seine Lyrik weiß von verschmähter Liebe in andern, als den leidenschaftlich sich selbst und das Weib ironisierenden Tönen zu klagen, als die Lyrik Heines: Storm entsagt ohne Groll und behält wie sein Reinhart im „Zinnensee“ oder wie der treulos verlassene Botaniker in „Waldwinkel“ oder wie der „stille Musikant“ trotz aller Erfahrungen ein wehmütig wohlwollendes Erinnern. Die Galerie seiner Frauencharaktere ist sehr reich: von der stumm entsagenden Elisabeth im „Zinnensee,“ der keusch verschlossenen „Psyche,“ der stolzen Lore in der Erzählung „Auf der Universität,“ der passiv sich einschmeichelnden Haushälterin des „Bettlers Christian,“ der klugen und energischen Anna im „Schweigen“ bis zur koketten Slowakin in der Geschichte „Draußen im Haidedorf“ und zur sinnlich glühenden Leidenschaft im „Fest auf Hadersleevhus“ — Welch ein Reichthum von Frauencharakteren! Am besten aber hat er es verstanden, das Gemüt der deutschen Jungfrau zu schildern und der Jugend überhaupt. Er kommt immer gern auf sie zurück: das Erwachen der Sinnlichkeit, die Schamhaftigkeit, das schweigende Eingeständnis von Liebe, die unbefangene Lebenslust, die rücksichtslose Hingebung des jugendlichen Weibes — die hat er am zartesten empfunden. Und fast immer schiebt er die Schuld auf den Mann, wenn es zwischen beiden zu keinem gedeihlichen Abschluß gekommen ist („Angelika,“ „Waldwinkel“). Darum wird auch die Frau des deutschen Mittelstandes Theodor Storm zu seinem siebenzigsten Geburtstage eine Stunde dankbarer Andacht widmen. Die Literatur aber gedenkt seiner an diesem für jedes Menschenleben denkwürdigen Tage als eines echten Dichters, einer redlichen Künstlernatur, die mit zähem Fleiße in dreißigjähriger Arbeit immer höhern künstlerischen Aufgaben zustrebte und sich doch dabei der Grenzen ihrer episch-lyrischen Begabung bewußt blieb, deren Werke daher dem Besten an die Seite gestellt werden müssen, was die Zeitgenossen geschaffen haben, und deren Individualität sich ein deutliches, ursprüngliches Gepräge bewahrt hat. Storms Dichtung ist nicht von jener mächtigen Geisteskraft wie die Gottfried Kellers, sie hat keinen revolutionären Blutstropfen; sie ist nicht so lapidar in der Gestaltung der Figuren und so kurz angebunden im Stil, aber auch nicht so kühl wie die E. F. Meyers; sie hat nicht den Esprit und die einschmeichelnde Grazie, aber auch nicht das reflektirte Wesen der Poesie Paul Heyses: sie hat ihren eignen originalen Charakter, der zunächst durch das, was man „Stimmung“ nennt, ausgezeichnet wird. Bei keinem unsrer Novellisten ist die Art, der Ton des Vortrages für die Erzählung so wichtig wie bei Storm: sein persönlicher Anteil an der Geschichte, die Umstände, unter denen er sie erfahren hat, die begleitenden Umstände der Handlung selbst werden in seiner Darstellung poetisch mindestens ebenso bedeutsam, wie das gewählte Motiv der Fabel und der dargestellte Menschencharakter. Meist geht Storm von einer persönlichen Erfahrung, einer Beobachtung, Begegnung, einem Erlebnis jetzt oder in vergangener Zeit aus; gern führt er sich als teilnahms-

vollen Beschauer ein, und dieses Persönliche in der Darstellung giebt seinen Erzählungen ihren eigentümlichen Charakter, den wir eben mit Stimmung bezeichnen. Aus der nächsten Umgebung hat er dann nach und nach seine Kreise bis in die Vergangenheit des siebzehnten Jahrhunderts gezogen und die wegen ihres Kolorits vielbewunderten historischen Novellen („Ekenhof“, „Kenate“ u.) sind ihm organisch aus der Vertiefung ins Einzelne und Kleine erwachsen. Auf die Darstellung des Zuständlichen, auf das Erschöpfen des Gefühles vom einzelnen, woran ein Teil seiner Seele hängt, ist stets sein künstlerisches Augenmerk gerichtet gewesen, und darum sind seine Novellen nur in vereinzelt Fällen („Schweigen“) Problemstudien. Darum verfolgt er auch gern einen Lebenslauf vom Anfang bis zum Ende, darum zieht er es vor, nicht stetig, sondern stationsweise die Geschichte vorzutragen: eine Kunst des Hell dunkels, die so recht die Neigung, stimmungsvoll zu erzählen, ergänzt. Was Storm durch diese Andacht für das Kleine erreicht hat, ist, daß man seine Geschichten immer wieder von vorn lesen kann und in der emsigen Kleinmalerei stets neue Striche entdeckt, und ferner, weil die Stimmung immer frisch sich erzeugt, daß das Interesse mit dem Ende der Geschichte nicht erschöpft wird. Wer, der die Novelle „Waldwinkel“ mit ihren wundersamen Waldbildern, ihrer Verherrlichung des idyllischen Naturgenusses, gelesen hat, finge nicht immer wieder gern an, sie von neuem zu lesen?

„Echte Storms“ in dem Sinne wie die Kunstkenner von „echten Rembrandts“ sprechen, sind auch seine neuesten, unter dem Titel „Bei kleinen Leuten,“ vereinigten Novellen\*): geschrieben im neunundsechzigsten Lebensjahre, verraten sie nicht die geringste Spur einer Abnahme der Kraft. „Bötjer Basch“ könnte man das schauspielmäßige Gegenstück zur Tragödie „Hans und Heinz Kirch“ (1883) nennen: hier und dort ein Sohn, der übers Meer geht, sein Glück zu suchen; aber Vater Kirch erhält einen Brief vom fernen Sohne und schickt ihn in seinem Geize uneröffnet zurück, weil er unfrankirt gekommen ist; der Sohn geht zu Grunde. Der Fritz des Bötchers Basch ist unter den liebe- und gemütvollen Augen seines frühverwitweten Vaters besser geartet als Hinz Kirch; Fritz hat aus Kalifornien einen Brief an den Vater geschrieben, der verloren gegangen ist; statt dessen kam die Nachricht, daß Fritz von neidischen Goldgräbern erstochen worden sei. Dem vielgeprüften Vater Basch wird schließlich noch sein einziges Gut aus der Zeit des Glücks, ein Dompfaff, welcher die Melodie „Üb immer Treu und Redlichkeit“ pfeifen kann, geraubt, und damit jeder Zusammenhang mit der Welt. Er springt ins Meer, wird gerettet, und Fritz kommt rechtzeitig zurück, um die Genesung des Alten zu beschleunigen. So naht erzählt, hat die Geschichte natürlich nicht die Hälfte jenes Reizes, den ihr die poetische Ornamentik und der Vortrag des Dichters

\*) Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Pachtel, 1887.

verliehen hatte. Erich Schmidt rühmt die Kunst Storms, gemalte Bilder zu vergegenwärtigen: hier ein neuer Beweis. Und welche heiter rührenden Wirkungen weiß Storm mit dem Dampffaffen zu erzielen, welch feiner Humor lagert über der alten Jungfer Niekchen Terebinthe!

Ganz aus einer Erfahrung der rückschauenden Phantasie herausgewachsen ist die zweite Novelle: „Der Doppelgänger.“ Man kann die Beobachtung machen, daß man von derselben Persönlichkeit aus zwei verschiedenen Abschnitten ihres Lebens zwei verschiedene Bilder in der Erinnerung behält. Welches Bild ist das rechte? welches das wahre? Diese Frage lastet schwer auf dem Gemüte der zarten Förstersfrau Christine. Seit ihrem zehnten Lebensjahre eine elternlose Waise, hat sie von ihrem Vater — der Mutter entsinnt sie sich gar nicht mehr — zwei so verschiedene Bilder im Geiste behalten, daß sie vermutet, es wären zwei Männer gewesen; der erste ein rauher, mürrischer, zum Schlagen stets bereiter Geselle, der zweite ein zarter, aufopfernd guter Mensch. Und doch weiß sie nur von einem einzigen Vater, nichts von einem Stiefvater! Dies erfährt unser dichterischer Erzähler gerade vor dem Schlafengehen. Die zauberische Waldnacht hält ihn am Fenster fest, und nun gerät er in ein träumerisches Grübeln in der Vergangenheit, und nach und nach steht vor ihm die ganze Geschichte. Ja, es war ein und derselbe Mann. John Hansen hat durch einen leichtsinnigen Streich eine sechsjährige Zuchthausstrafe bestehen müssen; aber der gute Kern in ihm blieb unangetastet. Frei geworden, fand er Arbeit, und da heiratete er ein armes, aber sehr schönes Bettelmädchen. Die beiden liebten sich sehr. Dann kam das Kind, es kam auch die Not, und damit kam auch Zanf. Die Eheleute schlugen sich sogar, und dennoch liebten sie sich immer und aufrichtig. Das war die lärmende Epoche, welche Christinen im Gedächtnis blieb. Dem einstigen Zuchthäusler John wurde es aber immer schwieriger, Arbeit zu finden, sein Ehrgefühl war auch sehr reizbar. Bei einem neuen häuslichen Zwist fiel sein Weib so unglücklich zu Boden, daß sie starb. Johns Schmerz war nicht minder groß als seine Reue, und alle Liebe übertrug er auf das hinterlassene Kind. Das war die schöne Zeit, die diesem, der späteren Försterin, in Erinnerung geblieben war. John verunglückte, der Tod war ihm Erlösung. Des Kindes nahmen sich mitleidige Menschen an. Dieser „Doppelgänger“ — natürlich spielt seine Handlung ebenso wie die des „Bötjer Basch“ in Storms Vaterstadt Husum — vereinigt alle seine dichterischen Eigenheiten: Kraft und Schönheit der Stimmung, schöne Natur-(Wald-)bilder, rückblickende Erzählung, entzückende Anmut in der Schilderung junger Liebe, rührende Zeichnung eines alten, unverheirateten Weibes und realistische Darstellung eines tragischen Schicksals im John, der an den Folgen jugendlichen Leichtsinns sein Leben lang zu tragen hat. Eine poetische Perle mehr im Kranze der Meisterwerke Theodor Storms.